

Erinnerungen 1933 - 1954

von

Werner Hübner

bearbeitet von Peter Frank und Gerhard Jochem

Zeitzeugen - Erinnerungen

Werner Hübner

Teil I: Der Frieden

Am ersten Septembersonntag 1927 wurde ich in Nürnberg, Sankt Leonhard, in der Rothenburger Straße 170 geboren. Die geraden Hausnummern gehörten zur Gemarkung *Sündersbühl*.

Meine Eltern hatten 1925 eine Wohnung im ersten Stock eines Bauernhofes, dem Rest eines ehemaligen Gutshofes, gemietet, der dem Landwirt Wilhelm Dornberger gehörte. Mit meinem neun Jahre älteren Bruder Rudolf teilte ich ein Zimmer, das zur Straße lag, in der in etwa zehn Metern Entfernung die Straßenbahn vorbeifuhr.



Meine Eltern am 16. April 1916



Scheune des Bauernhofes in der Rothenburger Straße 170

Meine Großmutter wohnte mit ihrem jüngsten Sohn, Martin Emmerling, uns schräg gegenüber. Ihr Ältester arbeitete nach einigen Jahren im Beruf in *Schichtl's Zaubertheater* in München als Schlangenmensch: Er schlängelte sich im Kostüm durch eine Leiter.



Meine Großeltern mit Sohn Ernst

Durch eine schwere Rückgratverletzung konnte er diese Nummer nicht mehr darbieten und bastelte während seiner Konvaleszenz an einem neuen, sensationellen Trick: Er hatte entdeckt, dass er seinen Kopf fast um 180 Grad drehen konnte. Dazu trainierte er hinter seinem Rücken zu jonglieren. Nach vier Jahren stand die Nummer, mit der er unter dem Namen *Laurello* auftrat.



Onkel Martin (*Laurello*, links) mit Emmy und Walter nach dem Krieg

1938 lüftete die Illustrierte *Koralle* unter dem Titel *The man with the turning head* durch eine Röntgenaufnahme sein Geheimnis: Er hatte zwischen zwei Halswirbeln einen Zwischenwirbel. Mit dem Circus *Barnum & Barley* reiste er durch Westeuropa, Russland und Amerika. Traf er auf Artisten, die demnächst ein Engagement in Nürnberg hatten, mussten sie meine Großmutter aufsuchen, Grüße überbringen und von ihm erzählen. Ich saß häufig dabei und hörte mit Spannung Menschen aus Asien, Afrika und Amerika zu.

Auch sonst war das Leben zu Beginn der dreißiger Jahre voller Erlebnisse: Mein Bruder hatte einen jüdischen Schulfreund, der ihn öfter besuchte. Neben dem Bauernhof hatte eine kommunistische Familie ein kleines Häuschen. Uns gegenüber wohnte ein jüdischer Bankkaufmann mit seiner christlichen Frau und ihren beiden kleinen Jungen.

Was mir in dieser Zeit auch auffiel waren die starken sozialen und politischen Spannungen zwischen den Menschen. Mein Onkel, ein Metallarbeiter, hatte eine Kontoristin kennengelernt und wollte sie heiraten. Es dauerte über ein Jahr, bis ihr Vater, ein Eisenbahnbeamter, seine Einwilligung dazu gab.

Die Beziehung war längere Zeit *eine kleine Katastrophe*. Da ich öfter als *Briefträger* fungierte, bekam ich das Desaster teilweise mit. Verstärkt wurde der Konflikt durch die Tatsache, dass mein Onkel evangelisch, seine Zukünftige katholisch war.

Auch den Hass, der zwischen Angehörigen verschiedener politischer Parteien herrschte, nahm ich wahr. An der Ecke Rothenburger- / Heinrichstraße befand sich das Lokal *Brauner Hirsch*. Der Wirt und sein Sohn waren Nationalsozialisten. Männer in braunen SA-Uniformen waren ständige Gäste, grölten das *Horst-Wessel-Lied* und ihre anderen Kampfgesänge und beleidigten Passanten, die ihnen nicht passten.

So war meine erste Erinnerung auch eine politische: Vor der Reichstagswahl am 5. März 1933 hatte sich das *Reichsbanner*, die Kampforganisation der Sozialdemokraten, am Schulhaus Schweinauer Straße zu einem Fackelzug versammelt. Ich erinnere mich noch gut an ihre Uniformmäntel und die Stapel ihrer Fackeln. Als sie angetreten waren, stellten sich mein Freund Willi und ich in die beiden letzten Glieder, wurden von zwei Männern an die Hand genommen und liefen bis zur Zweigstraße mit, wo sie uns heimschickten, damit wir den Weg nicht verfehlten.



Mein Freund Willi und ich auf dem Sofa 1932

Jahre nach dem Krieg habe ich dem damaligen Stadtschulrat Andreas Staudt davon erzählt und er ergänzte meine Erinnerung: Es war die letzte Kundgebung des Reichsbanners, auf der er als *Reichsbanner-General* zusammen mit der SPD-Landtagsabgeordneten Lina Ammon im *Velodrom* sprach.

Am 1. April nahm mich meine Mutter mit zum Einkauf ins jüdische Kaufhaus *Schocken* am Aufseßplatz. Ich ging immer sehr gern dorthin, weil nicht nur die Spielwarenabteilung mich faszinierte, sondern auch in den anderen Stockwerken Interessantes zu entdecken war. Wir waren noch nicht lange im Warenhaus, als die SA alle Ausgänge mit Wachen versperrte. Der

Versuch über Seitenausgänge zu entweichen misslang, weil inzwischen eine grölende Menschenmenge alle Zugänge blockierte. Wir mussten über vier Stunden ausharren bis uns bei einbrechender Dämmerung Angestellte über eine Laderampe aus dem Kaufhaus schleusten. Es war der erste reichsweit organisierte Boykott der Nazis gegen jüdische Geschäfte.

Auch eine Erinnerung an die folgenden Monate hat mit Politik zu tun: Der jüdische Freund meines Bruders wanderte mit seiner Familie nach Argentinien aus. Seine Mutter, Frau Neumark, schenkte mir die Jacke eines Matrosenanzugs. Einige Zeit, nachdem ich die Jacke trug, rochen andere Kinder daran und sagten verächtlich: *Stinkt nach Jud!*

Im Frühsommer wollten meine Mutter und ich meinen Vater am Abend von der Zündapp-Fabrik abholen. Ehe wir von der Schweinauer Hauptstraße in die Dieselstraße abbogen, sahen wir am Fenster des Gasthauses *Zur Sonne* eine Gruppe SA-Leute sitzen. Als uns ein Mann überholte, schrie einer aus der Schar: *Dou läßt der roude Hund!* Sie sprangen aus dem Fenster, rannten ihm in die Dieselstraße nach und holten ihn auf dem Feld gegenüber der Zündapp-Verwaltung ein. Einer zog seinen Dolch und stach auf ihn ein bis er zusammenbrach. Es war der einzige Mord, den ich in meinem Leben gesehen habe.

Einige Zeit später kehrte ich mit meiner Mutter aus der Innenstadt heim. An der *Deutschhauskaserne*, dem Polizeipräsidium, hatte uns ein Mann in SA-Uniform überholt, als mehrere SA-Leute, die dort Wache hielten, auf ihn zurannten, ihn packten, seine Schulterklappen herunterrissen und ihm seinen Schulterriemen abnahmen. Lange Zeit konnte ich mir den Vorfall nicht erklären, bis ich erfuhr, dass der Mann Anhänger von Gregor Strasser, einem Gegenspieler von Hitler in der NSDAP war, der sich mit ihm überworfen hatte.

Den Reichstagsbrand fand ich einige Zeit später in zwei Versionen: In der Zeitung las ich die Schilderung, die Göring abdrucken ließ. Mein Bruder brachte eine niederländische Zeitung mit und ich konnte hier die Wahrheit über Marinus van der Lubbe, den angeblichen Brandstifter, lesen.

Mein Onkel Hans war nach mehrjähriger Arbeitslosigkeit der SA beigetreten, obwohl er da nicht hineinpasste. Als er durch deren Vermittlung eine neue Beschäftigung fand, verließ er die SA wieder. Keiner meiner anderen Familienangehörigen war in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen.

Mitte der zwanziger Jahre hatte meine Großmutter mit sechs Männern den evangelischen Gemeindeverein Sankt Leonhard gegründet; sie nahm auch aktiv an der Planung und Gestaltung des Programms teil. Es war für sie selbstverständlich, dass ich in den *Christlichen Verein Junger Männer* (CVJM) eintrat und mich am Gemeinschaftsleben beteiligte.

Schwierig wurde es, als unsere Mitglieder immer dann von Hitlerjungen überfallen und verprügelt wurden, wenn die HJ deutlich in der Überzahl war. So wurde ich nach Heimabenden immer von einer Anzahl der Teilnehmer nach Hause begleitet, was mich mit Angst, aber auch Stolz erfüllte.

Im April 1934 wurde ich in die erste Klasse der Volksschule Schweinauer Straße aufgenommen. Wir waren eine reine Knabenklasse, hatten einen eigenen Eingang und einen Pausenhof nur für Knaben. Während das Lesebuch des Vorjahrs noch den Königstorturm mit der Unterschrift *Grüß Gott!* zeigte, war jetzt der Turm mit Hakenkreuzfahnen geschmückt und darunter stand *Heil Hitler!*



Mein erster Schultag 1934

Im Sommer fuhr der Gemeindeverein nach Rummelsberg, um die dortigen Anstalten für geistig Behinderte zu besichtigen. Bei unserer Ankunft stand ein Teil der Insassen auf einer vergitterten Brücke und starrte uns an. Einige waren in einem Gang angekettet. Dieser Anblick verfolgt mich bis heute und war einer der Gründe, warum ich Jahrzehnte später in der *Lebenshilfe* aktiv für solche Menschen tätig wurde.



1. Klasse 1934

Im gleichen Jahr durfte ich zwei Wochen der Sommerferien auf Burg Wernfels verbringen. Mit einer Gruppe des CVJM fuhr ich in einem alten Omnibus Richtung Wassertrüdingen. Die meisten waren um die 14 Jahre alt, nur ein anderer Junge und ich waren noch keine sieben. In der ganzen Zeit plagte mich fürchterliches Heimweh, so sehr sich auch die anderen um mich bemühten, besonders zwei Vierzehnjährige: Kirschbaum (sein verstorbener Vater war Jude) und Loos, der Sohn eines Metzgers. Trotzdem habe ich das Baden in der Rezat, die Spiele auf der Burg, die Wanderungen in die Umgebung und den Besuch in der Kirche von Kalbensteinberg sehr genossen. In der Krypta der Kirche lagen Mumien aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, u.a. ein Mädchen und ein schwedischer Offizier. Es war die letzte Ferienfreizeit des CVJM, der noch im gleichen Jahr aufgelöst werden musste.

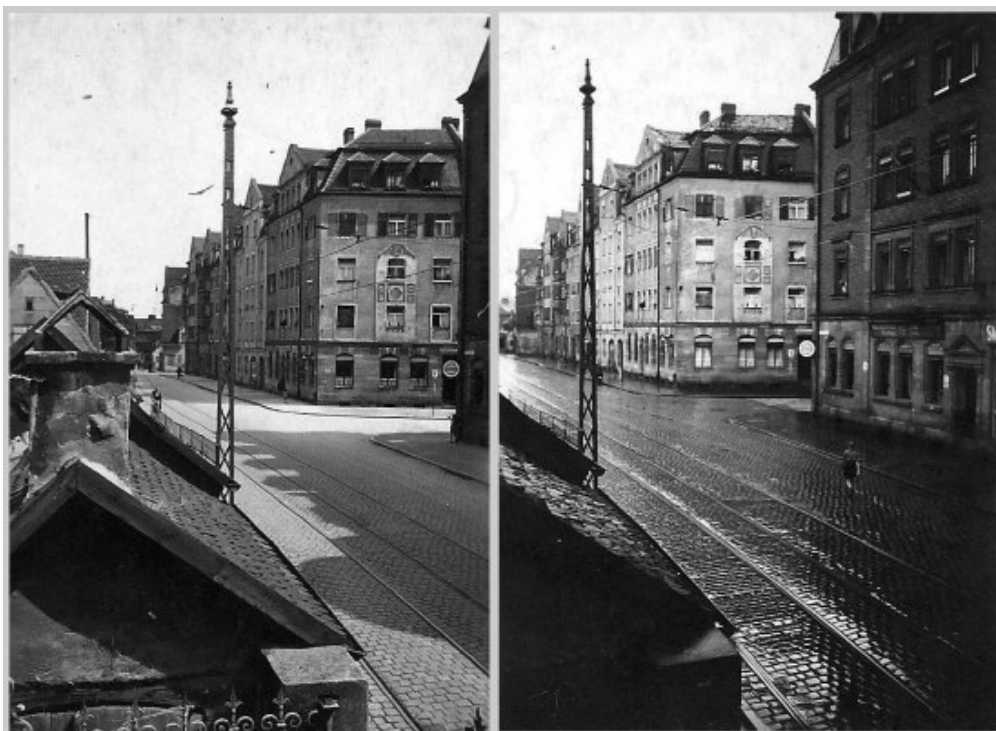
Wenn auch im Stadtbild jetzt mehr Hakenkreuzfahnen auftauchten, Uniformierte mit Gesang durch die Straßen marschierten, etliche nicht mehr den Hut zogen, sondern den rechten Arm zum Hitlergruß hoben und einige bereits im Konzentrationslager Dachau inhaftiert waren, blieb ein Maß an Normalität erhalten. Meine Mutter kaufte weiter in jüdischen Geschäften, bei Joel in der Landgrabenstraße, beim *Schocken* am Aufseßplatz, beim Tietz am Weißen Turm, mein Vater bei Marx in der Kaiserstraße.

Im Herbst 1935 war meine Großmutter (*die Groß*) an Leberkrebs erkrankt. Meine Mutter (am Tag) und mein Onkel Ernst (nachts) pflegten sie bis zu ihrem Tod. Ausgezeichnet betreut wurde sie von ihrem jüdischen Arzt Dr. Loew, der auch unser Hausarzt war. Er kam zeitweise zweimal am Tag und achtete darauf, dass sie Schmerzen nicht lange aushalten musste, indem sie wirksame Medikamente bekam.

Die Sommerolympiade 1936 in Berlin verfolgten wir Jungen mit großer Anteilnahme. Besonders angetan waren wir von Jesse Owens, dem farbigen US-Athleten mit seinen Siegen über 100 m, 200 m, der 100 m-Staffel und im Weitsprung. Ihm verweigerte Hitler die Gratulation. Zum Spielen mit einem Mädchen ging ich öfter ins Nachbarhaus Rothenburger Straße 164, das von einem Ehepaar und dem Bruder des Mannes bewohnt war. Die drei Ilgenfritz waren überzeugte und aktive Kommunisten. Die beiden Männer wurden verhaftet und kamen ins Konzentrationslager Dachau. Nach ihrer Entlassung waren sie verändert, vor allem stumm geworden.

Jeden Donnerstag rannte ich zu einem Zeitschriftenhändler und kaufte die *Berliner Illustrierte*. In ihr erschien regelmäßig eine Bildfolge des Zeichners E.O. Plauen unter dem Titel *Vater und Sohn*. Die Vaterfigur entsprach in ihrer Menschlichkeit und ihren Gefühlen keineswegs dem NS-Männerbild. Vielleicht war sie deshalb für mich so interessant.

Mein Vater, vor dem Ersten Weltkrieg bereits Mitglied des Metallarbeiterverbands, war nach 1933 in die *Deutsche Arbeitsfront* eingegliedert worden. 1936 nahmen wir so an einer Sonntagsfahrt von *Kraft durch Freude* teil, denn diese NS-Organisation bot neben billigen Urlaubsaufenthalten auch Ausflugsfahrten an. Unsere erste Fahrt führte in die Fränkische Schweiz. In der Stempfermühle machten wir längere Rast. Dabei trat eine Zigeunergruppe mit Musik, Tanz und Akrobatik auf. Ein gleichaltriges Mädchen hat mich dabei besonders beeindruckt. Ich habe ihre tänzerische Anmut bis heute nicht vergessen. Es war das letzte Mal, dass ich vor 1945 Roma oder Sinti gesehen habe.



Ecke Rothenburger Straße / Heinrichstraße im Jahre 1938

Im Februar 1937 erkrankte ich an Scharlach und bekam durch eine Zahnentzündung zusätzlich eine Vereiterung der Zellen des Siebbeins. Noch in der Nacht kam Dr. Loew zu uns, der *Arier* eigentlich nicht mehr behandeln durfte. Mein Vater fragte ihn, warum er Deutschland nicht verlasse. Ich erinnere mich an seine Antwort: *Ich war im Krieg Offizier und habe das Eiserne Kreuz I. Klasse. Was soll mir passieren?* Dr. med. Hugo Loew musste Nürnberg im April 1939 verlassen und ging mit seiner Familie nach Belgien. Die Loews scheinen den Holocaust überlebt zu haben.

Ein besonderes Ereignis waren die Reichsparteitage: In der ganzen Stadt hingen Hakenkreuzfahnen und vor allem die Altstadt war voll von Uniformierten, SA, SS, NSDAP-Mitgliedern, Hitlerjugend, Soldaten der drei Waffengattungen und anderen Fremden. Zu der Veranstaltung des Reichsarbeitsdienstes 1937 erhielten wir zwei Karten für das Zeppelinfeld. Zum Ende gingen wir zur Aufmarschstraße, um Hitlers Abfahrt zu beobachten. Neben mir standen zwei Berlinerinnen. Eine schwärmte, wie sehr sie Hitler liebe, und sagte in Anlehnung an einen damaligen Schlagertitel: *Ich könnte sein Badewasser trinken!* Ich dachte: *Die Sau!*

In Österreich konnte Kanzler Schuschnigg dem Land nicht mehr seine Selbständigkeit bewahren und deutsche Truppen marschierten im März 1938 ein. Im August fuhren meine Eltern mit mir von einem Ferienaufenthalt in Lenggries, wieder ein Angebot von *Kraft durch Freude*, mit einem Reisebus über Seefeld und Kufstein nach Innsbruck. Neben dem *Goldenen Dachl*, der *Heldenorgel* und dem Karwendelgebirge imponierte mir, dass man hier mit Groschen und Schillingen bezahlte. Bald wurde Österreich vom selbständigen Staat zur *Ostmark* des Deutschen Reiches.

Bereits im September befürchteten viele, es könne um das Sudetenland zu einem bewaffneten Konflikt kommen. Darüber wurde auch in der Verwandtschaft viel geredet. Erst durch den Einsatz des britischen Premierministers Chamberlain kam mit dem französischen Ministerpräsidenten Daladier und Mussolini das *Münchener Abkommen* mit Hitler zustande. Die Friedensbeteuerungen Hitlers ließen uns aufatmen und hoffen, dass die Kriegsgefahr gebannt sei.

1937 wollte ich in das *Jungvolk* eintreten, die NS-Jugendorganisation der Zehn- bis 14-Jährigen. Da meine Eltern von meinem Wunsch nicht gerade begeistert waren und ihnen die Kosten für die Uniform zu hoch erschienen, musste ich ein Jahr warten bis der Eintritt Pflicht wurde. Ab jetzt waren die Mittwoch- und Samstagnachmittage mit Heimveranstaltungen, Aufmärschen und Geländeübungen gefüllt. An den Sonntagvormittagen wurden manchmal Filme gezeigt, u.a. *Mario*, das Schicksal eines Faschistenjungen oder *Hitlerjunge Quex*. Ein Wochenende verbrachten wir in der Jugendherberge Rudolfshof bei Lauf a.d. Pegnitz.

Gegen Schluss der dritten und in der vierten Klasse erhielt ich eine besondere Aufgabe: Da der NS-Schulrat August Glück wenig Zeit hatte, musste ich einige hundert Entlassungszeugnisse für ihn unterschreiben und trug in jedes den Namen *Glück* ein.

Am Ende der vierten Klasse wollte ich, auch auf Grund meiner Noten, ins Gymnasium. Aus finanziellen Gründen sahen meine Eltern keine Möglichkeit, denn man musste noch Schulgeld und Straßenbahnfahrten zahlen, außerdem die monatlichen Aufwendungen für Bücher, Hefte und Schreibmaterial. Da meldete mich mein Lehrer in einer neu eingerichteten Begabtenklasse an. Die NS-Schulbehörden versuchten begabte Arbeiterkinder in einer eigenen Klasse zu fördern, die Englischunterricht und einen *gehobenen* Lehrplan bot. Nach einer Prüfung beim Schulrat Markert wurde ich aufgenommen, ab April im Melanchthon-Schulhaus unterrichtet und bekam jeden Monat eine Marke für die Straßenbahnfahrkarte.

In den Sommerferien 1938 war ich mit meiner Mutter auf dem Hauptmarkt einkaufen, als die Leute berichteten, dass der abgedankte englische König mit seiner Frau Wallis, ehemals Simpson, die Nürnberger Burg besichtige. Wir stiegen den Burgberg hinauf und stellten uns in die Reihe Schaulustiger im Hohlweg an der Burggrafenburg. Nach einiger Zeit erschien der Herzog von Windsor, umgeben von SS-Führern, mit seiner Frau, der ein SS-Mann mit einem Korb folgte. *Mrs. Simpson* schenkte jedem Kind einen Apfel, so auch mir. Ich aß meinen Apfel bereits auf dem Heimweg auf.



Mein Bruder Rudolf



Ich 1938



Mutter und ich 1938

Die Berichte über die Schüsse Herschel Gryszpans auf Ernst vom Rath in Paris habe ich in der Zeitung gelesen, aber das Judenpogrom in der Nacht vom 9. auf den 10.11.1938 verschlief ich. Erst als mich meine Mutter nachmittags von der Schule in der Landgrabenstraße abholte, erzählte sie mir, dass die christliche Frau des jüdischen Bankkaufmanns Baumann ihr folgendes berichtet habe: In der Nacht war ein Trupp SA-Leute vor ihrer Wohnung erschienen und hatte Einlass begehrt. Sie habe sich in die Wohnungstür gestellt und ihnen deutlich gemacht, dass sie hier nichts verloren hätten und verschwinden sollten. Daraufhin seien die Uniformierten wieder abgezogen.

Die Baumanns wanderten einige Zeit später mit ihren beiden Jungen in die USA aus, wo Herr Baumann Bäckereifilialen eröffnete. Herr Hummel aus dem Nachbarhaus, ein Lebensmittelhändler, gelernter Bäcker und amerikanischer Staatsbürger, hat nach seiner Auswanderung einige Zeit bei ihm gearbeitet.

Auf unserem Weg zum Aufseßplatz sahen wir eine Menschengruppe vor einem Haus in der Ziegelgasse, der heutigen Karl-Bröger-Straße. Sie stand am Eingang der Wohnung eines jüdischen Rechtsanwalts. Die Tür war offen, die Wohnung verwüstet: Schranktüren eingeschlagen, Bücher, Papier und Glasscherben auf dem Boden, Stühle umgeworfen und auf die Klingel drückten ständig Kinder. Der Anwalt und seine Familie waren wahrscheinlich nach Schnaittach geflohen. Auf dem Rückweg kamen wir an der Synagoge in der Essenweinstraße vorbei. Hier stand ein Feuerwehrauto, die Wasserschläuche waren angeschlossen. Im Hof brannte ein Feuer, Rauch stieg auf und die Wehrmänner bespritzten die Häuser um die ausgebrannte Synagoge.

Im März 1939 marschierte die Wehrmacht in Böhmen und Mähren ein, die als *Protektorat* Teil des Deutschen Reiches wurden, während sich die Slowakei zum eigenen Staat erklärte.

Bei uns nahmen die Sorgen um den Erhalt des Friedens wieder zu. Es wurde erneut in der Familie vom drohenden Krieg geredet. Deshalb planten meine Eltern den Urlaub im Sommer in der Nähe Nürnbergs zu verbringen. So fuhren wir in der zweiten Augushälfte zur Reinholdshöhe, in die Nähe von Burgthann.

Jeden Abend versammelten sich die Erwachsenen um ein Radiogerät und besprachen nach den Nachrichten die Lage. Ein dreizehnjähriges Mädchen und ich blieben sorglos: Wir streiften durch die nahe Umgebung, spielten auf der Wiese und als sie mich küsste, habe ich den Kuss erwidert. Allerdings mit ihren Briefchen, in denen sie schrieb, dass sie mich liebe, konnte ich wenig anfangen.

Als am Samstag, den 27. August, bekannt gegeben wurde, dass ab Montag die Rationierung eingeführt werde, planten meine Eltern die schnelle Rückfahrt. Da die Strecke von Truppentransporten blockiert war, konnten wir aber erst am Sonntagabend heimfahren.

Am nächsten Morgen war noch freier Verkauf möglich. So stellten meine Mutter und ich uns am gegenüberliegenden Lebensmittelladen an. Meine Mutter kaufte Mehl, Eier, Grieß, Waschmittel und Seifen.

Am Nachmittag holten wir unsere Lebensmittelkarten im Schulhaus Kreutzerstraße 11 ab. Wir mussten bis 1949 mit ihnen leben. Drei Tage später, am 1. September 1939, erklärte Hitler in einer Rede, dass an der polnischen Grenze geschossen werde. Der Krieg war ausgebrochen, bei uns auch Angst und Entsetzen.

Teil II: Der Krieg

Die Zeit des *Polenfeldzuges* erlebte ich mit den Nachrichten der Tageszeitung, im Verfolgen auf der Landkarte und in der *Wochenschau* im Kino. Ich sah wie polnische Kavallerie gegen die deutschen Panzer ankämpfte und Warschau bombardiert wurde. Am 28. September 1939 kapitulierte Polen. Auch die Kriegserklärung Frankreichs und Englands am 3. September las ich in der Zeitung.

In der Hauptsache nahm mich aber die Schule in Anspruch. Die Schule Melancthonplatz war zum Reservelazarett umfunktioniert worden. Da wir Fahrkarten hatten, waren wir zeitweise in den Schulen Wiesenstraße, Lutherplatz, Herschelplatz und Gibitzenhofstraße unterrichtet worden. Dazu kam, dass ich zum neuen Schuljahr in die Aufbauschule, einem sechsklassigem Gymnasium, wechseln sollte.

Nach einem Antrag auf Förderung erhielt ich in den Weihnachtsferien die Einladung zu einer einwöchigen Prüfung ins ehemalige Haus der Fürther *Naturfreunde* nach Veilbronn oberhalb des Leinleitertals in der Fränkischen Schweiz. Die Prüfung fand in Deutsch (Aufsatz & Diktat), Englisch, Rechnen und Sport statt. Im März teilte das bayerische Kultusministerium meinen Eltern mit, dass ich die Prüfung bestanden hätte, vom Schulgeld (RM 20) befreit sei und jährlich RM 40 Büchergeld erhalten würde.

So trat ich nach den Osterferien 1940 in die 3. Klasse der Aufbauschule in Schwabach ein. Ich ging vom Montag bis Samstag zum Bahnhofsteppunkt Sandreuth, fuhr 25 Minuten mit dem Zug nach Schwabach und kam nach 20-minütigem Schulweg zum Unterricht an.

Da die Schule mehr Klassen als Zimmer hatte, war im Schichtbetrieb für mich um 13 Uhr Unterrichtsbeginn und um 18 Uhr Unterrichtsende. Der Samstagsunterricht fand nur am Vor-

mittag statt. Die umfangreichen Hausaufgaben mussten noch abends nach 20 Uhr und am Vormittag erledigt werden.



Schule in Schwabach, Wittelsbacherstraße 1, 1940 - 1942 (Außenansicht und Schulhof)

Eine weitere Verpflichtung kam hinzu: Nach den Sommerferien musste die ganze Klasse zwei Wochen zum Hopfenzupfen nach Spalt. Ausgenommen waren nur die Bauernkinder, die im eigenen Hof aushelfen sollten. Im Hopfenort wurden wir in Gruppen auf die einzelnen Bauern verteilt. Mit drei Mitschülern kam ich zu einer Kleinbäuerin, deren Mann eingezogen worden war. Wir schliefen auf Strohsäcken in einer kleinen Kammer, bekamen meist kaum definierbares Essen und zupften die Dolden am Stielansatz in *Metzen*, ca. 80 cm hohe Körbe. Ich schaffte vier Körbe am Tag und erhielt dafür RM 2. Am Schluss wurde die letzte Ranke abgeworfen, geschmückt und heimgefahren, danach gab es Essen mit Fleisch und Klößen.

In den Sommerferien wurde mein Bruder zu den *Einundzwanzigern*, dem Nürnberger Infanterieregiment, einberufen und in der Kaserne an der Von-der-Tann-Straße ausgebildet. Mehrmals in der Woche traf ich ihn am Kasernentor und brachte ihm Päckchen von der Mutter. Darunter war auch Cremeschokolade, für die wir uns meist drei Stunden bei der Firma Bierhals in der Schanzäckerstraße anstellen mussten, um fünf Tafeln kaufen zu können. Pech allerdings, wenn nach stundenlangem Warten das Schild *Ausverkauft* aufgehängt wurde.



Mein Bruder 1942

Als die Ausbildung abgeschlossen war, wurde mein Bruder nach Frankreich verlegt. Wir erhielten Nachricht von ihm über Feldpostbriefe.

An unsere Wohnung schloss sich eine Remise an. An ihrem Ende lag unser WC. In diese Remise wurde Ende des Jahres ein Verschlag eingebaut, in dem zwei Betten Platz fanden. Hier wurden zwei Polinnen untergebracht, die auf dem Bauernhof Zwangsarbeit leisten mussten. Später wurde der Verschlag mit zwei Ukrainerinnen belegt. Weil sie unsere Toilette benutzen durften, schenkten sie meiner Mutter einen bunten hölzernen Vogel, etwa 20 cm hoch, dessen Gefieder aus geschnitzten Lamellen bestand. Das Tier hat den späteren Brand unserer Wohnung nicht überstanden.

Im April 1941 endete meine Zeit im Jungvolk. Ich trat in die Nachrichten-HJ ein und absolvierte leichteren Dienst, der immer wieder durch schulische Verpflichtungen unterbrochen wurde. In dieser Zeit begegnete ich in der Anlage an der Dreieinigkeitskirche (Glockendonsstraße) einem alten jüdischen Ehepaar. Beide mussten den neu eingeführten *Judenstern* tragen und sahen mich mit tieftraurigen Blicken an. Ich habe ihre Blicke und ihre Gesichter nicht vergessen.

Der Abschluss der 3. Klasse brachte eine besondere Überraschung: Der Schulbeginn wurde vom April in den September verlegt. Jetzt hatte ich am Vormittag Unterricht. Ich stieg nicht mehr in Sandreuth in den Zug, sondern ging zum Hauptbahnhof. Häufig war ein Gefängnis-

wagen an den Zug angehängt, der nach Dachau fuhr. So konnte ich beobachten, wenn ein Häftling, an einen Polizisten gekettet, in den Wagen gebracht wurde. Besonders imponierten mir die Männer, die aufrecht und mit erhobenem Haupt dem Wagen zuschritten.

Genau ein Jahr nach der Kapitulation Frankreichs begann am 22. Juni 1941 der Krieg gegen die UdSSR, an dem auch mein Bruder bis zur Einnahme Kiews teilnahm.

In diesem Sommer wurden die Luftschutzmaßnahmen verstärkt. 1940 gab es erstmals Fliegeralarm. Da die Keller in unserem Haus und in der Rothenburger Straße 163 nicht besonders sicher erschienen, bauten wir einen Erdbunker im Hühnerauslauf neben dem Bauernhaus. Bei Fliegeralarm flüchteten die Bewohner beider Häuser mit ihrem Gepäck in diesen Schutz gegen Bombensplitter, der allerdings einem Volltreffer nicht standhalten konnte.

Nach einer Winterausbildung in Grafenwöhr wurde mein Bruder mit seiner Einheit in den Raum Ilmensee im Nordwesten Russlands verlegt.



Mein Bruder 1942 am Ilmensee

Große Sorgen machten wir uns, als seine Briefe ausblieben und wir hörten, dass sowjetische Truppen deutsche Verbände südöstlich des Ilmensees eingekesselt hatten. Erst im Frühjahr 1942 konnte der Kessel geöffnet werden. Mein Bruder wurde mit seinen Gebirgsjägern einige Zeit später abgezogen und an die finnische Front nach Karelien verlegt.

Am Jahresende 1942 berichteten Rundfunknachrichten, Zeitung und die *Wochenschau* täglich über den Kampf um Stalingrad, den Ring um die Stadt, den die Rote Armee geschlossen hatte, und das Ende der 6. Armee.

Als im nächsten Frühjahr ein französischer General (Gerard?) aus dem Gefangenenlager auf der Wülzburg bei Weißenburg geflohen war, musste sich unsere Schule bei Kammerstein in einer großen Postenkette aufstellen und den Wald durchkämmen, um ihn zu suchen. Wir fanden ihn nicht, stießen aber auf mehrere Flugblätter, die die Alliierten abgeworfen hatten. Obwohl uns strengstens verboten worden war, den Inhalt zu lesen, stürzten wir uns auf die Nachrichten und erfuhren, dass Feldmarschall Paulus und Nachrichtengeneral Lindemann mit den Resten der 6. Armee in die Gefangenschaft gegangen waren. Fotos illustrierten die Berichte. Pflichtgemäß lieferten wir die Flugblätter ab und beteuerten, kein Wort gelesen zu haben. Später erfuhr ich, dass dem französischen General die Flucht gelungen war und er sich bis Nordafrika zu General de Gaulle durchschlagen konnte.

Mitte April 1943 meldete der Schulhausmeister aus der Schweinauer Straße seinen Besuch bei meinen Eltern an. Als er erschien, redete er von den schlimmen Zeiten, in denen Schreckliches geschehen könne. Als meine Eltern nachfragten, ob meinem Bruder etwas widerfahren sei, wiegelte er zunächst ab. Schließlich rückte er mit der Nachricht heraus: Mein Bruder sei am 7. März gefallen. Meine Mutter schrie auf und weinte ununterbrochen.

Die Mitteilung vom Tod eines Soldaten sollte nicht mehr vom Briefträger überbracht werden, stattdessen mussten ein Beauftragter der NSDAP-Ortsgruppe sie übermitteln. Mein Bruder war mit seinem Spähtrupp auf dem Rückweg von einer Erkundung in einen Hinterhalt russischer Soldaten geraten. Alle aus der Gruppe bis auf einen, der schwerverwundet liegenblieb, waren gefallen. Ein Schreiben seines Kompaniechefs über die Todesumstände und ein Bild seines Grabes in Kijesdinski waren dem Brief beigegeben.



Grab meines Bruders in Karelien

Ein Schicksal hat mich lange verfolgt: Mein Geografielehrer hieß Burger. Wir Schüler nannten ihn nach der Gesteinsart nur *Gabbro*. Er betreute die Mineraliensammlung der Schule und weigerte sich einen Stein, eben seinen Gabbro, herauszugeben. Eines Morgens kamen zwei Männer und fahndeten nach ihm. In seiner Wohnung war er nicht anzutreffen, in der Schule fanden sie ihn nicht.

Er wurde gesucht, weil er am Abend vorher in einer Wirtschaft heftig über das NS-Regime gelästert hatte. Als die Fahnder dem Hausmeister begegneten und ihn fragten, antwortete der lakonisch: *Unterm Dachbalken hängt er!*

Den Weg zum Hauptbahnhof legte ich teilweise mit der Straßenbahn zurück. An der Haltestelle Webersgasse / Schweinauer Straße hing ein *Stürmerkasten*. Manchmal überflog ich die Schlagzeilen. Ein Artikel interessierte mich besonders, denn die Familie S. kannte ich. Sie wohnte bei meinem Onkel am Gang. Die Tochter hatte sich mit einem *Halbjuden* verlobt. Der Vater, wegen seiner deutsch-nationalen Gesinnung bekannt, wurde wegen dieses *Schicksalschlages* und dieser *Schande* heftig bedauert. Doch die Familie hielt zu ihrem zukünftigen Schwiegersohn und ihrer Tochter und ließ sich nicht durch diese Hetzkampagne beeindrucken.

Im Sommer 1943 hatte ich die fünfte Klasse an der Aufbauschule beendet und wechselte in die 2. Klasse der NS-Lehrerbildungsanstalt Würzburg über. Die Schule gehörte zu den Einrichtungen der *Napola* (Nationalpolitische Erziehungsanstalten). Wir waren in einem Internat nahe dem Hofgarten untergebracht, trugen auch in der Schule HJ-Kluft mit grauer Windjacke und marschierten täglich mit Gesang zum Unterricht, der bis 13 Uhr dauerte. Nach dem Mittagessen hatten wir von 14.30 bis 16 Uhr Ausgang, anschließend Studierstunden, unterbrochen vom Abendessen.

Meine Lehrkräfte waren SS-Führer oder anderer NS-Organisationen, mit Ausnahme meines Mathematiklehrers, der nicht einmal NSDAP-Mitglied war.

Die Schule war als ehemalige Lehrerhochschule sehr gut ausgestattet. So besuchte ich einen Kurs in analytischer Chemie mit einem Laborplatz für jeden. In dieser Zeit hatte ich oft Hunger und freute mich jedes Mal riesig, wenn mir meine Mutter Marken für Brot und Kuchen schickte.

Nach den ersten Luftangriffe auf die Industriestadt Schweinfurt wurden wir sofort dorthin gefahren und in einer Schule untergebracht. Wir mussten Schutt beseitigen und nach Toten graben. Ich deckte Dächer und reparierte notdürftig Fenster.



Als Hitlerjunge 1944

Bei einem Fliegerangriff traf eine Sprengbombe den Bunker, in den wir uns geflüchtet hatten. Der Bunker schwankte, es gab einen Riesenkrach, das Licht erlosch und alle Räume und wir waren voll Staub.

Weitere Kriegseinsätze folgten. Wir zupften wieder Hopfen in Au in der Hallertau und schnitten Trauben von den Reben in einem Würzburger Weingarten. Ich erhielt eine Ausbildung als Feuerwehrmann am C-Rohr und musste häufig Brandwache in der Schule halten. Nachhause kam ich nur einmal im Vierteljahr an einem Wochenende und in den Ferien.

Ende Januar 1944 fuhr meine Klasse zu einem Skilager nach Warth am Arlberg in ein Massenquartier des *Hotels Biberkopf*. Da rings um den Ort Lawinen niedergegangen waren, verlängerte sich unser Aufenthalt um eine Woche. Als wir zur Busstation in den Holzgau kamen und nach der nächsten Abfahrt fragten, erhielten wir die Antwort: *Im Frühjahr, wenn der Schnee geschmolzen ist*. Wir mussten die sechzig Kilometer bis Reutte in Tirol mit unseren Tornistern im Schnee zurücklegen. Ich hatte es gut: Weil ich bei Abfahrten zwei Skispitzen abgebrochen hatte, hatte ich meine Skier dabei. Ich band sie zu einem Schlitten zusammen und zog mein Gepäck hinter mir her. Wer sein Gepäck auflud, durfte auch ziehen.

Nach zwei Tagen erreichten wir die Bahnstation und fuhren zurück nach Würzburg - allerdings erst am nächsten Morgen, weil einige so erschöpft waren, dass sie nicht mehr zum Abendzug gehen konnten.

Im Anschluss an das Skilager hatte ich einige Tage frei erhalten. Daheim sah ich am 25. Februar nachmittags zwischen 14 und 15 Uhr einem Fliegerangriff auf die Waggonfabrik Bachmann & von Blumenthal in Fürth zu: Ich stand vor unserem Erdbunker und konnte erkennen, wie sich die Bomben aus den Schächten der Flugzeuge lösten. Sie richteten erheblichen Schaden an und es gab, wie ich später erfuhr, 141 Todesopfer, darunter elf ausländische Arbeitskräfte.



Am Arlberg 1944

Am 20. April, Hitlers Geburtstag, wurde mein Jahrgang in Würzburg im Saal des *Platzschen Gartens* versammelt und in die NSDAP aufgenommen. Von da an trug ich an meiner Uniform das Parteiabzeichen.

Im September 1944 kam ich in die 3. Klasse. Ich hatte schon im April einen Jungen aus der Nachrichten-HJ getroffen. Er und seine Schwester konnten sich an der Theaterkasse anstellen und so kam ich zu Karten für Opern- und Schauspielaufführungen und zu Genehmigungen für Abendausgänge.

Im Nürnberger Opernhaus hatte ich es leichter: Der Logenwärter der Galerie kannte mich und stellte mir manchmal einen Stuhl auf. Dazwischen kam ich auch an reguläre Karten.

Bei einer Aufführung von Schillers *Wilhelm Tell* klatschten wir an vielen *falschen* Stellen. Das Stück wurde daraufhin vom Spielplan abgesetzt.

Lange blieb ich nicht mehr in der Schule. Ich hatte einen Einberufungsbefehl zum Reichsarbeitsdienst (RAD) erhalten. Mit dem Zug fuhr ich am 14. September 1944 nach Hessisch-Lichtenau und marschierte nach Friedrichsbrück ins RAD-Lager.



Als Soldat 1944

Ich lernte Spatengriffe, hob an einem Tag Schützengräben rund um das Lager aus, erhielt eine vormilitärische Ausbildung und musste am nächsten Tag eine Straße mit Wassergraben in einem Munitionswerk bauen. Das Werk war in einen Wald. Etliche Bunker verbargen sich zwischen den Bäumen. Wir bauten eine Straße, die die einzelnen Bunker verband. Uns war verboten aus den Wasserhähnen zu trinken und die Bunker zu betreten. Beide Verbote weckten meine Neugier. Ich öffnete die Tür eines Bunkers und erlebte ein lautstarkes *Hallo*: An einem langen Holztisch saßen etwa zwanzig Frauen mit kitzgelben Gesichtern und brandroten Haaren, die Granaten mit Sprengstoff füllten. Es waren Jüdinnen, die man zu dieser gefährlichen und die Gesundheit ruinierenden Arbeit aus einem Konzentrationslager geholt hatte.

Auch das Trinken aus einem Wasserhahn an einem sehr warmen Septembertag hatte Folgen: In meinem Nacken bekam ich ein Furunkel neben dem anderen, die sich an der Halsbinde aufrieben und ziemliche Schmerzen verursachten.

In dieser Zeit erhielt ich die Nachricht, dass unsere Wohnung bei einem Fliegerangriff am 3. Oktober total zerstört worden sei. Ich bekam eine Woche Urlaub und fuhr unter Aufsicht eines Obmanns nach Nürnberg. Meine Eltern hatten eine Zweizimmerwohnung in der Heinrichstraße erhalten, deren Mieter eingezogen worden war.

Daheim angekommen ließ ich meine Furunkel - eines war an der Ferse dazugekommen - im Standortlazarett in der Rothenburger Straße behandeln. Weil ich nicht mehr in meine Stiefel

schlüpfen konnte, schnitt mir mein Vater einen Halbschuh auf. Mit einem roten Halstuch um meinen eitrigen Nacken traf ich meine Freundin, die Köchin beim Bratwurst-Röslein war, zum Besuch von Kino und Café. In der Luitpoldstraße fiel ich allerdings einem *Feldmeister* (Arbeitsdienstführer) in die Hände, der meine Personalien notierte und mich zur Anzeige bringen wollte. Die restlichen Tage verlebte ich trotzdem unbeschwert.

Auf der Rückfahrt fuhr ich einen Zug später und entzog mich der Aufsicht meines Obmanns. Im Zug sprach mich ein Soldat an, fragte mich nach meinem Fahrtziel und bat mich beim Umsteigen in Kassel ihm beim Transport einer Kiste mit griechischem Wein zu helfen. Vom Bahnhof holte ich aus seiner Metzgerei einen Leiterwagen, mit dem wir das Gepäck transportierten. Als wir in seinem Haus ankamen, hatte seine Frau bereits das Essen zubereitet. Wir aßen und tranken die halbe Nacht und als ich am nächsten Morgen abfuhr, hatte ich einen schweren Kopf.

Im Lager angekommen wurde ich schon erwartet und zu Strafdienst mit Latrinenreinigen und in der Küche verdonnert. Allerdings hatte ich Glück: Bevor die Anzeige des RAD-Feldmeisters eintraf, erhielt ich meinen Einberufungsbefehl zur Wehrmacht und wurde am 13. November aus dem Reichsarbeitsdienst entlassen.

Zwei Tage später trat ich bei einem Ersatzbataillon in Regensburg an. In der Kaserne blieben wir nur eine Woche. In dieser Zeit fanden auch die Impfungen statt. Weil meine Impfpapiere vom RAD noch nicht eingetroffen waren, erhielt ich ein weiteres Mal alle Impfungen und meine Brust schwoll an. Ich konnte nachts nur wenig schlafen. In einer dieser Nächte erzählte mir ein Junge aus dem Nürnberger Stadtteil Gostenhof von den *Edelweißpiraten* und ihrem Kampf gegen die Hitlerjugend.

Die eigentliche Ausbildung als Panzergrenadier begann auf dem Keilberg im Nordosten Regensburgs. Wir waren in Baracken untergebracht und übten täglich im Gelände, unterbrochen von einer einstündigen Mittagspause. Da ich gut schoss - ich hatte bereits als Zehnjähriger oft Kleinkalibergewehr geschossen -, wurde ich auch am Maschinengewehr und an der Pistole ausgebildet.

Während wir im Ödland übten, kam öfter mit lautem, eigenartigem Geräusch ein Messerschmidt-Düsenflugzeug. Es war ein neuer Typ, der sogar mit Schallgeschwindigkeit fliegen konnte. Er wurde von der Testpilotin Hanna Reitsch eingeflogen. Wenn sie uns in Bewegung sah, grüßte sie uns mit einem Wippen der Tragflächen.

Zur Ausbildung gehörte auch das Überfahrenwerden mit einem Panzer: Jeder musste ein Einmannloch graben, sich hineinstellen und dann fuhr ein Panzer über ihn hinweg. Mir war bei dieser Übung mulmig zumute.

Kurz vor Weihnachten wurde die Ausbildung im Schnee fortgesetzt. Mit dem Zug wurden wir nach Bayrisch-Eisenstein transportiert, mussten drei Stunden durch tiefen Schnee aufsteigen und wurden in Erdbunkern untergebracht. Die Bunkeranlage lag unterhalb des Zwergecks, heute an der deutsch-tschechischen Grenze. Hier übte ich Nachtschießen mit Gewehr, Maschinengewehr und Pistole und auch das Schießen mit dem MG auf eine Flugzeugattrappe. Als ich zwar die Scheibe ganz gut traf, aber auch den Haltedraht und so das Flugzeug zum Absturz brachte, ging ein Donnerwetter über mich los. Die Ausdrücke meines Feldwebels aus der Oberpfalz sind nicht zitierbar.

Anfang Januar war die Grundausbildung beendet. Wir konnten an die Ostfront abgestellt werden. Da mein Bataillonskommandeur Siebzehnjährige nicht an die Front schicken wollte, kamen mein Freund Rudi und ich zu einem Panzerfunker-Lehrgang nach Siegen. Über Frankfurt a.M. fuhren wir in die Westfalenstadt. Hier lernten wir morsen und hören, Sprechfunk und Sendetechnik. Ich konnte nach einiger Zeit 60 Zeichen in der Minute senden und 80 aufnehmen.

Da wir häufig in der Nacht von Bomberverbänden überflogen wurden, gab es Fliegeralarm und ich musste in die Maschinengewehrstellung an mein MG zur eventuellen Abwehr von Tieffliegern. Letztere machten uns auch am Tag zu schaffen: Als mein Obergefreiter und ich unser Funkgerät einmal auf einer Parkhöhe aufgebaut hatten und den ersten Funkspruch absandten, hatte uns ein Tiefflieger angepeilt und nahm Kurs auf uns. Wir lagen schnell unter einer Parkbank und rührten uns nicht. Plötzlich drehte mein Vorgesetzter durch und wollte aus dem Versteck. Ich hielt ihn fest, so gut ich konnte, und als die Gefahr vorüberwar, war ich schweißgebadet und völlig entkräftet.

Einmal griffen Bomber auch die Stadt Siegen an. Dabei wurde das Haus eines Generals getroffen. Wir wurden auf einem LKW zur Brandstätte gefahren. Die Löscharbeiten waren schon im Gange und wir wurden zur Rettung der Möbel und der Kellervorräte eingeteilt. Als einige im Keller kleine Gläser mit Erdbeeren für Bowle fanden, sie öffneten und ihren Inhalt probierten, wurden sie dabei ertappt. Der General ließ sie festnehmen und drohte ihnen, sie wegen Plünderung anzuzeigen, damals ein todeswürdiges Delikt. Meinem Kompaniechef und meinem Zugführer gelang es nur mit großer Mühe, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Ohne Dank dafür, dass wir unter Verletzungsgefahr seine Möbel gerettet hatten, fuhren wir zurück.

Gegen Ende März hatten Amerikaner und Engländer das Ruhrgebiet einschließlich des Rothaargebirges eingekesselt. Unser Lehrgang war beendet, doch wir konnten nicht mehr heraus. Weil ich nicht so weit von daheim in Gefangenschaft gehen wollte, bat ich den Leiter der Schreibstube um Hilfe. Er kam aus Fürth und konnte wegen eines Fußleidens nicht an Flucht denken. Rudi und mir wollte er einen Marschbefehl ausstellen, bat mich aber um einen Gefal-

len: Er hatte den Schmuck seiner Frau und seiner verstorbenen Mutter, einer Schweizer Fabrikantin, nach Siegen mitgenommen und sah in uns die einzige Chance, ihn in einem Holzkoffer nach Fürth zu bringen und damit zu retten. Wir sagten zu.

Mit unserem Marschbefehl meldeten wir uns ab und versuchten im Süden des Rothaargebirges durch die feindlichen Linien zu kommen, fanden aber keinen Durchschlupf und wandten uns deshalb nach Nordosten. Wir gelangten nach Fritzlar, hier auch an Verpflegung und an eine Fahrtmöglichkeit bis Kassel.

Weiterfahrend erreichten wir am Ostersonntag Eisenach. In einem 1. Klassewagen der Reichsbahn konnten wir übernachten und wurden am nächsten Morgen durch Prasseln geweckt. Da strahlender Sonnenschein herrschte, konnte es kein Regen sein - es waren die Einschüsse eines Tieffliegers, der Bewegung auf dem Bahnhof entdeckt hatte.

In Eisenach überredete ich Rudi einen Abstecher nach Weimar zu machen, denn ich war begeistert von Goethe und Schiller. Wir ergatterten Plätze auf einem Raupenfahrzeug, das uns über Gotha und Erfurt nach Weimar brachte. Unterwegs sahen wir größere Marschblöcke, flankiert von Wachmännern der SS-Totenkopfverbände, die gehfähige Häftlinge vom KZ Buchenwald am Ettersberg über die noch leicht verschneiten Felder trieben und mit Stößen in die Kniekehlen traktierten.

In Weimar stand noch das Nationaltheater. Das Denkmal davor war eingemauert, aber im Café nebenan gab es sogar *Schwarzen Kuchen*. Jeder von uns aß zwei ganze, trotz missbilligender Blicke der anwesenden Jugend.

In der Nacht bot sich die Gelegenheit zu einer Fahrt auf einem LKW nach Probstzella. Hier gab es frischgebackenes Brot und eine Eisenbahnfahrt nach Bamberg. Wir mussten dann allerdings bis zum Morgen warten, bis wir mit dem Zug Fürth erreichen konnten. Hier lieferten wir unseren Schmuckkoffer ab und ernteten Erstaunen und herzlichen Dank.

Zu Fuß liefen wir die Geleise entlang zur Rothenburger und Heinrichstraße, wo meine Mutter aus allen Wolken fiel. Es war der 5. April. Wir warteten bis zum 7. und als die Amerikaner nicht weit über Aschaffenburg hinausgekommen waren, trotteten wir zum Bahnhof Dutzendteich und erwischten einen Zug nach Regensburg. Hier wunderte man sich über unsere merkwürdige Fahrtroute, setzte uns aber sofort ein, um für eine geplante Hauptkampflinie Strippen zu ziehen und gab uns dann einen Marschbefehl in den Bayerischen Wald.

Mit dem Zug gelangten wir nach Falkenstein, stahlen dort einen kleinen Leiterwagen und zogen mit unserem Gepäck Richtung Arber. Unterwegs hat uns allerdings ein Tiefflieger unsere Habe zusammengeschossen. Wir selbst erreichten unversehrt das Arber-Seehotel. Hier wurden wir als Funker einer Kampfgruppe zugeteilt, die die Straße nach Regensburg absicherte.

Viel war hier nicht los und als sich einmal amerikanische Panzerspähwagen näherten, zogen wir uns in einen Wald zurück und bauten für die Nacht ein Iglu.

Als ich am 7. Mai den Funkspruch erhielt, dass am nächsten Tag Waffenstillstand sein werde, machten wir uns auf den tiefverschneiten Weg zum Großen Arberhaus. Dort trafen wir eine größere Anzahl von Soldaten und ich überredete in der Nacht einen Friseur aus Schwabach mit uns heim zu wandern.

Am Morgen des 8. Mai stiegen wir vom Gipfel ab, tauschten in Hohenwarth unsere Uniformen gegen Zivilkleidung und liefen durch die Wälder Richtung Schwarzenfeld. Hier trennten wir uns von Rudi, der nach Fischern bei Karlsbad wollte. Wir gingen weiter nach Amberg. Bei meiner Tante zog ich Kleidungsstücke meines Cousins an und wir gelangten über Deinschwang zum Alten Kanal. In Röthenbach bei St. Wolfgang verabschiedeten wir uns. Der Friseur Stieglitz wanderte Richtung Schwabach und ich gelangte kurz vor sieben Uhr, der Sperrstunde, nach St. Leonhard und klingelte an der Heinrichstraße 6. Meine Mutter öffnete, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: *Allmächt, der Werni!*

Jetzt war für mich der Krieg zu Ende und auch zwölf schwere Jahre einer ereignis- und erlebnisreichen Jugend, für die der abgewandelte Schluss von Bert Brechts *Dreigroschenoper* stehen könnte:

*Und die einen sind im Dunkeln
Und die andren sind im Licht:
Ich sah die im Lichte,
Vergaß' die im Dunkeln nicht*

Teil III: Die Nachkriegszeit

Die Zeit nach dem Krieg begann für mich wenige Tage vor dem 1. Juni 1945: Es wurde bekannt gemacht, dass zu diesem Zeitpunkt neue Lebensmittelkarten ausgegeben werden. Alle arbeitsfähigen Männer mussten dazu eine Arbeitsstelle vorweisen. Also begab ich mich zum Arbeitsamt und suchte nach einer Stelle. Der Beamte fragte mich nach meiner Beschäftigung vor dem Arbeitsdienst. Ich erwiderte: *Schüler!* Auf die Antwort nach der Ausbildung bei der Wehrmacht - *Funker!* - erhielt ich eine Karte für die Signalmeisterei am Nürnberger Hauptbahnhof.

Am Mittwoch, den 30. Mai, meldete ich mich in einem Stellwerksturm an der Eilgutstraße und begann zwei Tage später als Aushilfsarbeiter für einen Stundenlohn von 50 Reichspfennigen mit einer Wochenarbeitszeit von fünfzig Stunden. Rechtzeitig jeden Morgen wartete ich am Haltepunkt Rothenburger Straße auf eine Lokomotive, die mich zum Hauptbahnhof brachte. Mit meinem Kapo tauschte ich Signale aus, setzte Weichenschlösser ein und öffnete Weichen.

Kamen wir zum Kohlenhof, hatten die dortigen Eisenbahner oft Reste aus *Breakfast*-, *Dinner*- oder *Supper*-Päckchen der Amerikaner bereitgelegt, die sie aus den *Trash Wagons* (Müllwagons) herausholten. Das waren Käse- oder Wurstdöschen, Kekspäckchen oder Kaugummis. Wir freuten uns immer auf Arbeiten im dortigen Bereich.

Manchmal gab es auch Sonderzuweisungen der Reichsbahn, einmal eine Stange Backsteinkäse oder einen Sack Kartoffeln. Als wir allerdings einmal im Hauptbahnhof aus einem Waggon Säcke mit ungerösteten Kaffeebohnen aufschnitten, bedrohten uns GIs mit ihren Maschinenpistolen, ließen uns dann aber laufen, als sie feststellten, dass der Schaden nicht groß war.

Im Sommer hatte ich mich bei der amerikanischen Militärregierung in der Krelingstraße gemeldet und um eine Genehmigung zum Lehrerstudium gebeten. Sie wurde mit dem Hinweis auf die *Napola*, zu der die frühere Lehrerbildungsanstalt gehört hatte, trotz meiner Erklärungen abgelehnt. Auch meinem Antrag, über einen *Kriegsteilnehmerkurs* zum Abitur zu kommen, wurde nicht entsprochen, da meine Klasse noch bestand und zum Abitur führen konnte, auch wenn meine alte Schule noch geschlossen war.

Im Juli kam es trotz des guten Verhältnisses zwischen uns zu Auseinandersetzungen mit meinem Vater über die Nazizeit, wie jetzt in vielen Familien. Als ich ihm vorwarf, dass er mich damals gedrängt hatte nach Würzburg in die NS-Kaderschmiede zu gehen, gab er mir eine Ohrfeige. Ich packte meine Sachen und zog um die Ecke zu Helmut Schm., einem Klassenkameraden aus der Volksschulzeit, dessen Familie froh war, dass sie ein übriges Zimmer nicht an einen Fremden vermieten musste. Ab dieser Zeit wohnte ich nicht mehr daheim und kam nur noch zum Mittagessen, wenn mein Vater abwesend war.

Schon bald besuchte ich die Neefs am Dutzendteich, um mich nach dem Sohn Karl (Charly), meinem langjährigen Klassenkameraden, zu erkundigen. Herr Neef war Hausmeister im Ruderverein. Sie hatten seit Monaten keine Nachricht von ihm erhalten. Im Oktober traf er endlich aus der Kriegsgefangenschaft ein. Von da an waren wir an den Wochenenden oft zusammen.

Aus abgeworfenen Zusatztreibstofftanks amerikanischer Flugzeuge, in die wir Öffnungen schnitten und den Boden platt hämmerten, bauten wir uns Boote und befuhren mit selbstgemachten Paddeln den See. Wir halfen dort auch in Herrn Wanners Bootsverleih aus und nahmen uns öfter selbst einen Kahn.

Auf Drängen meiner Mutter versöhnte ich mich vor unserem gemeinsamen Geburtstag wieder mit meinem Vater. So konnten wir im Herbst zusammen zum Hamstern fahren, zuerst nach Unterbibert / Rügland. Mein Vater hatte mehrere Zangen und anderes Werkzeug zum Tauschen dabei und wir bekamen Eier, etwas Mehl und einige Scheiben Speck dafür.

Der Rückweg führte uns an Obstbäumen vorbei. An einem Birnbaum lehnte eine hohe Leiter. Ein Mann stand oben und pflückte eifrig Birnen in einen Korb. Wir fragten, ob wir welche haben könnten. Er bejahte. Ich brachte unsere Rucksäcke zu ihm hinauf und er füllte beide. Als mein Vater fragte, was wir schuldig seien, erwiderte er: *Nix, dōi Bern ghern ma a net!* Am Bahnhof blickten wir uns um, ob nicht ein Bauer nach seinen Birnen suchte. Wir kamen aber glücklich heim, da auch nach dem Aussteigen im Bahnhof Schweinau uns die Waren nicht von der Polizei abgenommen wurden.

Auf der nächsten Fahrt hatten wir ein Säckchen Getreidekörner dabei, die uns unser ehemaliger Vermieter auf dem Bauernhof mitgegeben hatte, um sie in einer Mühle in Ullstadt in Mehl umzutauschen. Wir kamen zu der Mühle, wurden von den Verwandten unseres Bauern freundlich aufgenommen und erhielten zwei Säckchen Mehl für unser Getreide.

Mein Vater unterhielt sich angeregt mit der Müllerin. Dabei muss er einiges über mich erzählt haben, denn bald wurde die Tochter herbeigerufen, uns vorgestellt und die Mutter rühmte ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse.

Bei einem Gegenbesuch der Müllerin mit ihrer Tochter in Nürnberg begegneten beide meiner Mutter. Sie musste sich anhören, wie umfangreich die Aussteuer der Tochter sein würde. Ein Mann, der Beamter mit Pensionsberechtigung werden könne, wäre genau das Richtige für sie. Ich hätte bei einer Heirat nicht nur eine respektable Mitgift, sondern auch eine übergewichtige Frau erhalten.

Als ich ein Paar traf, das auch bei der Bahn gearbeitet hatte und jetzt im *Medical Depot* der US-Armee in Fürth tätig war, bewarb ich mich dort um eine Stelle in der Telefonzentrale. Der Offizier bedauerte, dass er am Vormittag den Job schon vergeben habe, aber er könne mich beim *Receiving* (Warenannahme) zum gleichen Gehalt einstellen. Ich nahm an, kündigte bei der Bahn und ging ab Oktober als *Tally Clerk* (Lagerverwalter) nach Fürth und übernahm die Abteilung. Täglich empfing ich Arzneimittel und medizinische Geräte aus aufgelassenen Sanitätsstationen, später aus ehemaligen Feldlazaretten, und stellte sie nach Katalogen zu neuen Einheiten zusammen, verschickte sie nach Bedarf oder zur Einlagerung.

Für das Be- und Entladen der Eisenbahnwaggons hatte ich Kriegsgefangene aus dem SS-Internierungslager Langwasser zur Verfügung. Ihnen half ich, indem ich ihre Briefe nachhause unter meinem Namen aufgab.

Ich durfte zwar nicht in der Kantine der Amerikaner mitessen, aber in dem zurückgesandten Gut fand sich immer wieder Essbares. Nur außer Haus bringen durfte ich nichts, da gab es strenge Kontrollen und empfindliche Strafen.

Die Arbeit war interessant und angenehm. Ich hätte sie auch gerne länger gemacht, bat aber im Januar 1946 um meine Entlassung, weil ich hörte, dass die Aufbauschule im Schwabacher Progymnasium wieder eröffnet war.



Progymnasium (2012)

Meine Kündigung wurde angenommen. Ich fuhr ab Februar nach Schwabach in meine Klasse, die ich vor drei Jahren verlassen hatte und die nun ganz anders zusammengesetzt war. Ein Teil der Mädchen war noch immer da, die Jungengruppe bestand jedoch aus ganz verschiedenen Jahrgängen.

Der Anfang schien ungeheuer schwierig: Mir fehlte neben drei Jahren Latein auch der gesamte zwischenzeitliche Stoff. Monatlich musste ich RM 20 Schulgeld und die Fahrkarte bezahlen und hatte so kein Geld mehr für meinen Lebensunterhalt und die Miete. In dieser Situation half mir das Glück: Helmut Schm. war beim Direktor des US-Hospitals angestellt. Als dieser für sein fünfjähriges Zwillingsspaar eine Betreuung suchte, bei der es Deutsch lernen konnte, empfahl er mich. Ich stellte mich dem Ehepaar Graves vor, nahm Kontakt zu dem Mädchen und Jungen auf und wurde genommen. Mit Frau Graves vereinbarte ich als Lohn einen Betrag in Dollar. Weil ich kein amerikanisches Geld besitzen durfte, wurde ausgemacht, dass sie dafür Waren im *PX-Shop* der U.S. Army einkauft, die sie an mich weitergibt. Das klappte gut: Ich bekam neben Trockenei und Trockenmilch, Reis, Mehl, zwei Pfund Kaffee und eine Stange Zigaretten. Die Lebensmittel erhielt meine Mutter fürs Essen. Ein Pfund Kaffee verkaufte ich für RM 600 und konnte davon noch meiner Mutter Geld zahlen und locker die Miete, das Schulgeld und die Bahnfahrt.



Mrs. Graves mit den Zwillingen

In den ersten Monaten nach dem Krieg besuchte ich weiter die Köchin vom Bratwurst-Röslein, die, nachdem sie ausgebombt war, in Altdorf wohnte. Da sie jetzt einen amerikanischen Freund hatte, gab es aber keine Aussicht auf eine Neuaufnahme der Beziehung.

Bald fuhr ich öfter zu einer neuen Freundin nach Amberg, mit der sich eine feste Liebesbeziehung entwickelt hatte. Wir machten ausgedehnte Spaziergänge rund um die Stadt, besuchten Aufführungen im Amberger Stadttheater, Konzerte und Kinos. Konnten wir nicht zusammen sein, schrieben wir uns lange Briefe.

Da Charly und ich bereits im Krieg mit dem Rauchen begonnen hatten, suchten wir ständig nach Rauchbarem. Im ersten Jahr nach dem Krieg war es besonders schwer an Tabak zu kommen. So liehen wir uns im Januar 1946, kurz bevor die Schule begann, Schlittschuhe und fuhren auf dem mit Eis bedeckten Kanal nach Steinach bei Fürth. Dort suchten wir einen Schulkameraden auf, dessen Vater Tabakbauer war. Beide erhielten wir je ca. einen Meter Tabakblätter. Mit diesem Schatz liefen wir auf dem Eis zurück. Der Ausflug hatte allerdings Folgen: Zwei Tage lag ich mit dickgeschwollenen Knöcheln im Bett.

Im darauffolgenden August, es waren auch amerikanische Ferien, suchten wir wieder eine Gelegenheit, um Tabak zu erhalten. Die ergab sich durch eine Offerte des Onkels von Tante Therese. Er besaß ein Haus am Maxtor, das im Krieg völlig zerstört worden war, und bot uns an, das Grundstück vom Schutt zu räumen. Dafür wollte er uns die Arbeitsstunden vergüten und einen Ballen fermentierten bulgarischen Tabak geben.

Wir willigten ein und begannen die Arbeit zu Ferienbeginn, brachen die restlichen Sandsteine ab, säuberten sie, luden den Schutt in Loren und transportierten ihn zu Sammelstellen. Nach vier Wochen war das Grundstück geräumt und wir um Geld und Tabak reicher.

In der Schule merkten wir bald, dass uns viel Stoff fehlte. Auch wenn Charly Neef, der alte Freund aus der Begabtenklasse, der Aufbauschule und der Lehrerbildungsanstalt (LBA) und ich uns sehr bemühten, die Lücken in der verfügbaren knappen Zeit zu füllen, konnten wir zwar in Mathematik etwas aufholen, in Latein war es aber fast hoffnungslos. Als im Sommer 1946 den Kriegsteilnehmern ein Wiederholungsjahr angeboten wurde, nahmen wir deshalb die Möglichkeit wahr. Wir meldeten uns allerdings sofort, als im Herbst das Angebot kam, in die neueröffnete Lehrerbildungsanstalt überzuwechseln und dort im Dezember den wissenschaftlichen Abschnitt des 1. Staatsexamens abzulegen. Nach bestandener Prüfung fing der theoretische und praktische Unterricht in der Wittelsbacherstraße 1 in Schwabach an. Didaktik, Psychologie, Unterrichtslehre, Schulrecht und Schulpraxis waren jetzt die Fächer.



Die Lehrerbildungsanstalt Schwabach

Vorher hatten wir noch ein überraschendes Erlebnis: Charly und ich trafen am Hauptbahnhof unseren Lehrer Dr. Gärtner aus der Begabtenklasse, der mit dem gleichen Zug wie wir fuhr. Als er sich erkundigte, was wir machen, und wir ihm von der Schule erzählten, fragte er auch nach unseren Lehrern. Wir schilderten anschaulich, machten Eigenheiten nach, erzählten Episoden und Spitznamen. Als er ebenfalls in Schwabach ausstieg und mit uns ein Stück des Weges ging, fragten wir ihn nach seinem Ziel und er sagte uns, dass er ab der nächsten Woche an der Lehrerbildungsanstalt unterrichten werde. Er war dann eineinhalb Jahre unser Lehrer in Didaktik, der Unterrichtslehre, neben Dr. Riemann, der uns in Deutsch und Geschichte unterrichtete.

Zwischenzeitlich hatte ich mich der Gary-Davis-Bewegung angeschlossen, einer Initiative, die für die Aufhebung aller Grenzen in Europa kämpfte. Auch das Amerikahaus am Spittlertorgraben besuchte ich so oft es ging und las in amerikanischen Zeitungen (New York Times und Stars and Stripes), was in der Welt und Deutschland passiert. So informierte ich mich über die Eröffnung und den Verlauf des Hauptkriegsverbrecherprozesses in Nürnberg und die berühmte Rede des amerikanischen Außenministers James F. Byrnes in Stuttgart, in der er Westdeutschland Hilfe beim Wiederaufbau und Souveränität versprach. Ich konnte sie in der New York Times nachlesen und war sehr hoffnungsvoll, was die amerikanische Zone betraf, auch wenn im Sommer großer Hunger herrschte.

1945 hatte als erstes Kino das *Kali* am Plärrer eröffnet und zeigte zuerst die *Todesmühlen*, einen Film über die Vernichtungslager der Nazis, aber auch *Arsen und Spitzenhäubchen*. Später folgte das *Viktoria* in der Karolinenstraße, das bereits ab 9 Uhr Filme anbot.

Selbst Theater wurde wieder gespielt: Im notdürftig instandgesetzten Hans-Sachs-Theater hatte das *Intime Theater* eröffnet und es gab *Ein Inspektor kommt*. Das Stadttheater richtete die *Buchersäle* her. Außer der Theaterkarte musste man ein Holzscheit oder Brikett mitbringen. Dafür erlebte ich Brecht / Weills *Dreigroschen-Oper* mit dem damals in Nürnberg sehr bekannten Schauspieler Karl Pschigode als Mackie Messer und Kapellmeister Loy am Harmonium, eine unvergessliche Aufführung, die ich so eindrucksvoll nie mehr erlebt habe.

Eine neue Welt eröffnete sich mir auch durch die *rororo-Zeitungsromane*: Erich Kästner (*Drei Männer im Schnee*, *Die verschwundene Miniatur*), Kurt Tucholsky, Günther Weisenborn (*Memorial*), Ernest Hemingway, John Steinbeck (*Straße der Ölsardinen*), William Faulkner (*Licht im August*), Saint-Exupéry, Hamsun u.a. Das Thema Stalingrad behandelten Pleviers gleichnamiger Roman aus deutscher und Viktor Nekrassovs *Die Schützengräben von Stalingrad* aus russischer Sicht.

In der Musik konnte ich jetzt Jazz hören: Im Amerikahaus gab es Schallplatten von Louis Armstrong und Duke Ellington.

Eine weitere Theateraufführung in den *Buchersälen* brachte mir ebenfalls ein Erlebnis besonderer Art ein: Johannes Heesters sang in *Die lustige Witwe* den Danilo, seine Paraderolle. Auf dem Heimweg sprach mich am Tiergärtnertor ein Mann an und fragte nach dem Weg zum Bahnhof. Es war Heesters, mit einem Rosenstrauß unter dem Arm. Wir gingen zusammen bis zum Plärrer, sprachen von der Aufführung, über das zerstörte Nürnberg und nach dem Spittlertor zeigte ich ihm den Weg zum Bahnhof.

Die Zeit vom Februar 1946 bis Februar 1948 war besonders anstrengend: Das Zwillingsspaar musste fünfzehn Wochenstunden unterrichtet werden, sollte es von der amerikanischen Schu-

le befreit bleiben. Der Stoff in der Aufbauschule und der Lehrerbildungsanstalt war umfangreich und mit vielerlei Nacharbeit verbunden. Dazu kamen wöchentlich Praktika und im Februar 1947 ein vierwöchentliches Landschulpraktikum an der zweiklassigen Volksschule in Unterferrieden. Während des Praktikums musste jeder eine Unterrichtsstunde in der Unterstufe und in der Klasse fünf bis acht gestalten.

Wir Praktikanten wohnten und aßen im Dorfgasthof. Dort nahmen wir auch an einem Faschingsball teil: Notdürftig maskiert tanzten wir mit mehreren Mädchen, von denen etliche aus der achten Klasse der Schule kamen. Als am nächsten Vormittag ein Praktikant, der nicht beim Ball gewesen war, das Unterrichtsthema *Mein Fasching* gestaltete, erzählten die Mädchen ausführlich und begeistert vom Tanz, verriet uns - zu unserer großen Erleichterung - allerdings nicht.

Das Lehrerehepaar lud uns einige Male in den Abendstunden in seine Wohnung im Schulhaus ein. Dabei erzählte Herr Puff, der auch ein bekannter Lyriker war, von seiner Verhaftung in der Nazizeit und von seinem Prozess, in dem er mit Dr. Joseph Drexel, dem späteren Gründer der *Nürnberger Nachrichten*, und Ernst Niekisch, einem Berliner SPD-Politiker, angeklagt war und mit ihnen verurteilt wurde.

Auch mit den Graves und ihren Gästen habe ich in den Abendstunden viele politische Diskussionen über die NS-Zeit geführt und dabei viel über Ethik und Demokratie gelernt. So hatte ich das Glück, mich verhältnismäßig früh mit den zwölf Nazi-Jahren auseinandersetzen zu können. Es war eine sehr notwendige, wenn auch manchmal schmerzliche Entwicklung zur geistigen und psychischen Wandlung, angesichts der starken NS-Indoktrinierung, der ich ausgesetzt gewesen war.

In späteren Jahren war ich immer sehr dankbar für diesen *Reinigungsprozess*. Dazu beigetragen haben die amerikanischen und englischen Zeitungen aus dem Amerikahaus, die Literatur und die deutschsprachige Zeitung, die die US-Militärregierung herausgab. Alle Publikationen konsumierte ich mit Heißhunger.

Zwischenzeitlich hatte ich auch beim Buchhändler Gall in der Katharinengasse eingekauft und nach Büchern gefragt. Von ihm erhielt ich die beiden Remarque-Bücher *Im Westen nichts Neues* und *Der Weg zurück* (Preis pro Band RM 5) sowie Bertha von Suttners *Die Waffen nieder*. Alle drei Bände hatte er durch die zwölf Jahre gerettet.

In den Sommerferien 1947 verbrachte ich viel Zeit bei den Neefs. Wir standen früh auf und mähten den Rasen des Rudervereins, besserten das Dach aus, paddelten mit unseren Reservetanks auf dem Dutzendteich und unternahmen mit einer Medizinstudentin aus der Nachbarschaft Ausflüge in die nähere Umgebung. Dazwischen lernten wir eifrig für das 1. Staatsex-

amen. Auch der Rest des Jahres war sehr arbeitsreich für mich, mussten doch die Zwillinge weiter unterrichtet werden.

Im Dezember begann das Examen in den Fächern Religion, Erziehungslehre, Unterrichtslehre, Psychologie, Geschichte der Pädagogik, Harmonielehre, Gesang, Orgel und Zeichnen. In der Schulpraxis musste eine Unterrichtsstunde schriftlich ausgearbeitet und gehalten werden. Ich zog das Thema *Wunschsätze* für eine fünfte Klasse und erzielte mit meiner Unterrichtsstunde ein gutes Ergebnis.



Abschlussklasse 1948

Am 31. Januar 1948 waren die Prüfungen abgeschlossen und die amerikanischen Zwillinge nur noch am Samstagnachmittag zu betreuen. Gespannt wartete ich auf meine erste Stelle. Ich wurde dem Amtsbezirk des Schulrats Steigerwald zugeteilt und meldete mich im Schulhaus Reutersbrunnenstraße, wo ich sehr freundlich empfangen wurde und erfuhr, dass ich eine dritte Klasse übernehmen solle. Im Laufe des Gespräches erzählte mir der Schulrat von seinen *größten Sorgen*: Es waren eine 5. gemischte und eine 7. Knabenklasse in der Schweinauer Straße, zusammen 96 Schüler(innen), undiszipliniert und teilweise verwahrlost. In zwei Jahren hatten sie 17 bzw. 18 Lehrer verschlissen.



Schulhaus Schweinauer Straße 20

Als ich ihm sagte, *die übernehme ich, das ist mein altes Schulhaus aus der Volksschulzeit*, hatte er anfangs Bedenken wegen meines Alters von nur 20 Jahren, stimmte schließlich aber zu und versicherte mir, er werde sich um mich kümmern. So begann ich meinen Dienst am 8. Februar: Einmal die 7. Klasse vormittags, am Nachmittag die gemischte 5. Klasse und umgekehrt; am Mittwoch und Samstag teilte ich den Vormittag.

Da es bei den größeren Buben massive Disziplinschwierigkeiten gab, griff ich konsequent durch, verteilte Strafarbeiten und ließ Übeltäter nachsitzen, trieb aber auch viel Sport mit ihnen, führte Wettkämpfe in den Unterrichtsfächern ein und behandelte aktuelle Themen. In einer Unterrichtsstunde beantwortete ich alle Fragen, die sie hatten. Nach sechs Wochen wurde so aus einem *wilden Haufen* dann doch eine einigermaßen ordentliche Klasse. Einige allerdings nahmen mir mein konsequentes Durchgreifen noch nach Jahren übel. Nach Ostern übergab ich die Klasse vereinbarungsgemäß einem neu eingestellten Kollegen.

Leichter war es in der 5. Klasse: Die Mädchen waren sehr lernwillig, auch die meisten Buben, auch wenn es unter ihnen einige *Rowdies* gab. Zwei Beispiele: Eines Vormittags klopfte es an der Tür meines Klassenzimmers. Als ich öffnete, standen zwei baumlange amerikanische Militärpolizisten mit zwei deutschen Kriminalbeamten vor mir und berichteten, dass drei meiner Schüler immer wieder US-Jeeps ausraubten. Sie nahmen die drei zum Verhör mit und brachten sie nach Stunden zurück. Ich nahm sie auch noch ins Gebet und das Verhör und meine Vorhaltungen scheinen tatsächlich gefruchtet haben.

Ein anderes Mal klopfte es kurz nach Unterrichtsbeginn, die Tür öffnete sich und herein trat mein Schulrat. Er entschuldigte sich bei mir, ging auf einen Schüler zu, zog ihn aus der Bank und gab ihm eine saftige Ohrfeige. Dann erklärte er mir, dass der Schüler sich so rüpelhaft in der Straßenbahn aufgeführt habe, dass alle Fahrgäste höchst empört gewesen waren.

Der Unterricht machte den Kindern und mir große Freude. Ich führte teilweise die *Arbeitschule* des Münchner Pädagogen Georg Kerschensteiner ein. Wer ein Haustier hatte, brachte es mit und wir stellten alles zusammen, was man beobachten konnte, was die Kinder bereits wussten und verwendeten die Erkenntnisse auch im Deutsch- und Rechenunterricht. Wir bastelten viel und hatten auch etliche Pflanzen für Versuche im Klassenzimmer.

Das beeindruckte auch meinen Fortbildungsleiter, der an einem Nachmittag, an dem alle anderen Junglehrer mit ihren Klassen ausgeflogen waren, bei mir landete. Wir gestalteten die drei Stunden gemeinsam. Meine Klasse hatte eine Riesenfreude und machte eifrig mit. Tränenreich war der Abschied am letzten Schultag vor den großen Ferien, denn ich sollte im neuen Schuljahr eine dritte Knabenklasse übernehmen.

Die Familie Graves musste im Mai 1948, während der Koreakrise, in die Vereinigten Staaten zurückkehren. Für mich war es eine Erleichterung, aber ich habe mich auch schweren Herzens von ihnen getrennt.

Ich hatte noch Geld für zwei Monate, obwohl ich bisher kein Gehalt bekommen hatte, und auch noch einen kleinen Zigarettenvorrat. Zehn Tage vor der Währungsreform am 20. Juni erhielt ich die seit Februar ausstehenden Bezüge nachgezahlt, RM 185 im Monat.

Weil ich zur Ausgabe des neuen Geldes eingesetzt wurde und dafür DM 5 bekam, war ich an diesem Tag reicher als die meisten Bargeldbesitzer in Westdeutschland. Das änderte sich bereits am nächsten Morgen als die Geschäfte öffneten und plötzlich Waren vorrätig hatten, die seit Jahren nicht mehr angeboten worden waren.

Nach der Währungsreform kürzte die Regierung die Bezüge der unverheirateten Junglehrer auf DM 145. Deshalb fuhr ich mit einer Kollegin mit dem Fahrrad nach Ansbach. Wir beschwerten uns in der Schulabteilung der Bezirksregierung und erhielten die Auskunft, dass auf Intervention des Lehrervereins eine Überprüfung stattfinden würde. Einige Monate später wurde die Gehaltskürzung rückgängig gemacht und ich erhielt eine Nachzahlung. Ich hob sie auf für die Zeit bis es wieder Rundfunkgeräte und Fahrräder geben würde.

Im September 1948 war ich endlich volljährig geworden. Jetzt konnte ich ganz selbstverantwortlich mein Leben gestalten. Im Oktober 1948 sprach mich Stadtschulrat Otto Barthel an: Im Etat Schullandheimzuschüsse des Stadthaushaltes befänden sich noch größere Restbestände. Er animierte mich mit meiner Klasse zu Beginn des nächsten Jahres in ein Schullandheim zu fahren, versprach mir eine Ausnahmegenehmigung und angemessene Zuschüsse. Ich hielt einen Elternabend ab, stellte Organisation und Kosten dar und erhielt von den Eltern die Zustimmung für einen vierzehntägigen Aufenthalt auf Burg Hoheneck.



Burg Hoheneck

Da ein Schülervater Dolmetscher bei einem Major der U.S. Army war, versprach er mir den kostenlosen Transport der Kinder hin und zurück. Im Februar 1949 standen zwei amerikanische Lastwagen vor dem Schulhaus zur Abfahrt bereit. Auf dem einen waren Sitzbänke installiert, in den anderen luden wir unser Gepäck und es war noch Platz für etliche Kartons mit Büchsen: Nudeln mit Schinken, Hühnerfleisch mit Reis, Mehl und Trockenei. So brauchte nur ein Drittel der 42 Schüler den vollen Betrag von DM 25 zu bezahlen, für die anderen staffelten sich die Aufwendungen von DM 5 bis 20.

Zwei Wochen lang durchstreiften wir die Gegend um die Burg, beobachteten Tiere im Winter, lernten Landschaft, Boden, Bebauung und Pflanzen kennen. An einem Tag fuhren wir nach Rothenburg o.d. Tauber, besichtigten Burg, Stadtmauer, Türme und Kirchen, beschäftigten uns mit den Stadterweiterungen und der Geschichte.



Rothenburg o.d. Tauber 1948

Da der Faschingsdienstag in die Aufenthaltszeit fiel, hatte ich mir ein Spiel im Wald ausgedacht: Ich teilte die Klasse in Posten und *Anschleicher* ein, legte einen markanten Baum als Anschlag fest und stellte die Posten auf. Die *Anschleicher* mussten den Anschlag erreichen, bevor ihr Name aufgerufen wurde. Ich selbst ging zur Burg zurück, verkleidete mich mit Hilfe der Heimleiterin als alte Frau und schlurfte, auf einen Stock gestützt, die Straße entlang. Vor den letzten Posten legte ich Korb und Stock, hob meinen Rock und rannte zum Anschlag, bevor der verdutzte Junge meinen Namen nennen konnte. Da die Mehrzahl der *Anschleicher* unerkant bleibt, haben wir das Spiel gewonnen.



1949 im Schullandheim: Oberhalb von Iphofen



**Völkerball-Sieger im Graben
der Burg Hoheneck**

Die ersten elf Tage war das Wetter trocken geblieben, dann setzte heftiger Schneefall ein. Einer der Schüler bekam Fieber, ein Arzt stellte seine Transportfähigkeit fest. Am letzten Tag kamen die US-LKWs mit Wolldecken und brachten uns eingewickelt und sicher zurück. Die Erlebnisse der zwei Wochen waren noch lange Zeit Tagesgespräch in der Klasse.

Zu Beginn der Sommerferien fuhr ich mit Freundin M. mit dem Zug nach Reichenschwand. Wir stiegen zum *Großen Hansgörgl* hinauf und wanderten über Hohenstein und Betzenstein nach Pottenstein. Nach einer Übernachtung ging es am nächsten Tag nach Forchheim. Weil wir ihre Verwandten nicht antrafen und das Geld für die Heimfahrt nicht ganz reichte, mussten wir bis Erlangen laufen.



Freundin M.

Für die Ferien nahm ich mir eine große Fahrt vor: Ich hatte mir ein Fahrrad gekauft und startete Richtung Süden. Erste Station war Feuchtwangen. Über Donauwörth fuhr ich nach Ulm, weiter nach Biberach und Ravensburg bis Friedrichshafen. Dann ging es den Bodensee entlang bis Konstanz. Bis dahin hatte ich in Gasthöfen ein Quartier erhalten. In Konstanz war selbst die Jugendherberge überfüllt und erst in Steißlingen konnte ich auf einem umgedrehten Tisch auf einer Matratze übernachten.

Besser war es im Schwarzwald. Hier waren die wenigen Betten nicht von der Besatzungsmacht beschlagnahmt. In Neustadt fand ich ein Zimmer und konnte ausgeruht am nächsten Tag über Titisee nach Freiburg fahren. Über Offenburg, Landau, Germersheim und Biebesheim kam ich nach Frankfurt. Weil mir das Geld ausgegangen war, übernachtete ich hier auf einem Sofa im Lesesaal des Amerikahauses und fuhr dann, als die Überweisung geklappt hatte, am nächsten Morgen mit dem Zug nach Aschaffenburg zurück.

Da die Freundschaft mit M. im Sommer beendet war, brachte ein Ausflug meiner Schule eine neue Beziehung zu einer Lehrerin, die lange halten sollte. Noch zwei Änderungen gab es im Herbst:

1. Die bis dahin geltenden Lebensmittelmarken und Kleiderkarten wurden abgeschafft.
2. Da das Zimmer bei Schm. in der Otmarstraße ein Durchgangszimmer war, suchte ich nach einer neuen Bleibe und fand sie bei einem Geschwistertrio in der Rothenburger Straße 62.

In den Osterferien 1950 nahm ich an einem Sportlehrgang auf Burg Hoheneck teil. Dabei wurde mit dem Zirkeltraining (*Circuit Training*) eine neue Methode in der Gruppenbewegung und für Ausdauerübungen vorgestellt, die ich prima bei meinem Turnunterricht in der Grundschule anwenden konnte und die den Kindern viel Freude bereitete.



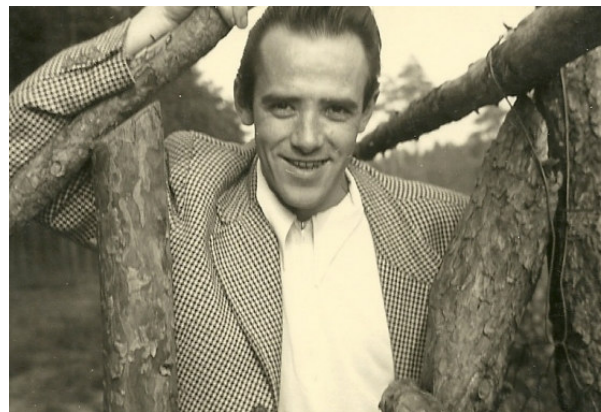
Ich 1950

Mit meiner Freundin Elfa und ihrer Schwester planten wir für die Sommerferien wieder eine große Radtour: Mit dem Zug ging es bis Aschaffenburg und von dort mit dem Rad weiter bis Hattenheim. Hier suchten wir am Abend vergebens nach einem Nachtquartier. Im Umkreis von 30 km waren alle Betten belegt. Auf der Polizeiwache schilderte ich unsere Situation. Der wachhabende Polizist zeigte Verständnis und bot an, uns ab 22 Uhr in den Arrestzellen unterzubringen. So blieben wir bis zur Zellenöffnung am nächsten Morgen eingesperrt und mussten 50 Pfennige pro Person zahlen.

Weiter gelangten wir bis Rüdesheim, stiegen auf ein Ausflugsschiff um, genossen den Rhein bis Koblenz und fuhren bis Cochem die Mosel entlang, die wir auch durchschwammen. Dann schoben wir unsere Räder den Talhang hinauf, durchquerten den Hunsrück, kamen bis Bad Kreuznach, über Groß-Gerau nach Aschaffenburg und mit dem Zug zurück nach Nürnberg.

Ein besonderes Erlebnis hatte ich damals auch bei einem Abendspaziergang mit meiner Freundin unterhalb des Moritzberges: Da der Umweg über Röthenbach uns zu lange erschien, liefen wir auf der vollkommen leeren Autobahn etwa einen Kilometer, bis ein Auto auftauchte. Es war die Polizei, die unsere Personalien aufnahm und uns mit einer Anzeige drohte. Vierzehn Tage später erhielten wir einen Strafbefehl über DM 10, ein Achtzehntel unseres Gehaltes. Ich fuhr deshalb zum Amtsgericht Lauf und schilderte dem Justizbeamten meine Situation. Er riet mir, den Strafbefehl wegen Geringfügigkeit aufheben zu lassen. Meine Eingabe hatte für beide Erfolg und wir blieben straffrei.

Das Jahr 1951 brachte in seiner ersten Hälfte wieder viel Arbeit: Im Sommer stand das 2. Staatsexamen an, d.h. eine dreistündige Lehrprobe in meiner Klasse und Prüfungen in den Erziehungs- und Unterrichtsfächern. Zudem wollten wir im Juni heiraten.



Elfa und Werner 1951

Mit dem Ergebnis des Examens war ich zufrieden und so konnten wir Hochzeit in der kleinen Kapelle in Behringsdorf und im *Wilden Mann* in Rückersdorf feiern. Da meine Frau und ich drei Tage frei bekamen, fuhren wir nach Hersbruck, wanderten zum Hohenstein und durch das Sittenbachtal zurück.



Hersbruck

Auch eine neue Unterkunft konnten wir beziehen: das Wohnungsamt wies uns ein Zimmer mit Küchen- und Toilettenbenützung für insgesamt neun Personen in einer Etagenwohnung in der Rieterstraße zu. Die Benützung der Küche beschränkte sich allerdings auf das Be- und Entsorgen von Wasser.



Blick aus dem Fenster in der Rieterstraße



Blick in die Rieterstraße

In diesem Jahr wurde mir noch ein Ereignis unvergesslich: Im Fürther Stadtpark fand die Landesgartenschau *Grünen und Blühen* statt. Neben dem Blumenmeer faszinierten der Baumbestand, eine Anlage mit Rehen, kleine exotische Häuschen mit Insekten und die Wasserfontänen.

Bei einem Besuch in München kaufte ich mir 1952 bei Hugendubel einen Stillebendruck von Picasso und eine Chagall-Lithographie. Etliche Besucher unserer Wohnung schüttelten den Kopf über die beiden Kunstwerke und belächelten meinen Geschmack. Es sollte noch länger dauern bis beide Künstler auch in Deutschland allgemeine Anerkennung fanden.

Schwierig wurde es, als 1953 unser Junge geboren wurde. Meine Frau war bei der Geburt operiert worden und musste längere Zeit im Bett bleiben. Da ich Ferien hatte, kochte ich auf einem Elektrokoher Essen, Kinderbrei, Windeln, Wäsche und Waschwasser.



Johannes 1953

Ich bemühte mich sehr bald um eine Staatsbedienstetenwohnung. Für deren Bau gab der Staat Wohnungszuschüsse mit der Auflage, dass er hier Beamte für ein längeres Mietverhältnis einweisen konnte.

Im November 1953 erhielt ich einen Mietvertrag für eine Zweizimmerwohnung in einem Neubau in der Schonhoverstraße. Die Wohnung sollte im Frühjahr 1954 bezugsfertig sein. Decken und Wände waren aber noch nass. Deshalb heizte ich Kokskörbe und trocknete so die Zimmer bis zum Bezug gut aus.



Die glücklichen Eltern 1953

Jetzt waren wir eine Familie, hatten eine neue Wohnung, eingerichtet mit neuen Möbeln, konnten uns alles Notwendige kaufen und bald Urlaub machen. Die Kriegszeit lag über neun Jahre hinter uns. Damit war für uns die Nachkriegszeit beendet. Wir konnten beginnen zu genießen, wie es das Gedicht *Morgenwonne* von Joachim Ringelnatz beschreibt:

*Ich bin so knallvergnügt erwacht.
Ich klatsche meine Hüften.
Das Wasser lockt. Die Seife lacht.
Es dürrtet mich nach Lüften.*

*Ein schmuckes Laken macht einen Knicks
Und gratuliert mir zum Baden.
Zwei schwarze Schuhe im blanken Wachs
Betiteln mich „Euer Gnaden“.*

*Aus meiner tiefsten Seele zieht
Mit Nasenflügelbeben
Ein ungeheurer Appetit
Nach Frühstück und nach Leben.*

Fürth, im März 2012

Werner Hübner

Der Autor war in Nürnberg seit 1959 Vorsitzender der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, 1966 bis 1973 Stadtrat für die SPD und 1969 bis 1973 Vorsitzender des Vereins Lebenshilfe. Er lebt seit 1977 in Fürth. Alle Abbildungen stammen aus seinem Privatarchiv.

Literatur und Quellen

- Michael Diefenbacher, Rudolf Endres (Hg.): Stadtlexikon Nürnberg. Nürnberg ²2000.
- Robert Fritsch: Nürnberg im Krieg. Im Dritten Reich 1939 - 1945. Düsseldorf 1984.
- Microsoft Encarta Enzyklopädie 2004 (verschiedene Lemmata).
- Joachim Ringelnatz: *und auf einmal steht es neben dir*. Gesammelte Gedichte. Rheda-Wiedenbrück 1994.
- Adolf Schwammbeger: Fürth von A bis Z. Ein Geschichtslexikon. Neustadt a.d. Aisch 1968.
- Wikipedia-Artikel, u.a. über die Luftangriffe auf Nürnberg, den Russlandfeldzug, die Kesselschlacht von Demjansk und die Leningrader Blockade.

Index*

Home*